

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

137 (15.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Theaterakademie des Badischen Landestheaters

Die Theaterakademie, die nach fünfjährigem Bestehen sich zum erstenmal der Öffentlichkeit zeigte, hat — um es gleich vorweg zu nehmen — mit ihrem ersten Auftreten einen vollen Erfolg erzielt. Da war von Lampenfieber und Anfängerbesonnenheit nicht viel zu hören, die jungen Theaterakademiker sprachen, sangen und tanzten mit einer Sicherheit und fröhlichen Lebendigkeit, die weit über das Niveau der Verbundenheit mit ihrem Künstlerberuf zum Ausdruck brachte. Eine Reihe starker und vielversprechender Talente erhält hier eine intensive und umfassende Ausbildung. Ulrich v. d. Trenck und Viktor Brucha, die beiden verantwortlichen Leiter der Theaterakademie haben ihre Studenten nicht zu früh vor die Öffentlichkeit gestellt. Sie machten sie vertraut mit allen Geheimnissen der Rampenkunst und legten Wert auf eine gründliche Vorbereitung und Durchbildung in den vielseitigen Sparten des Theaterwesens und der Bühnenkunde. Der Erfolg dieser mühseligen Arbeit bewies besser wie jede mündliche Verteidigung die Bedeutung und Notwendigkeit der Theaterakademie. Namhafte und beliebte Künstler sind aus der Akademie im Laufe ihres Bestehens in den Verband des Landestheaters hineingewachsen. Es sei nur an die in der Oper sich vorzüglich bewährte Künstlerin Ellen Winter erinnert, an unsere Soubrette Lotte Fischbach und an den unverwundlichen Viktor Dopach. Bei ihnen bewährte sich das Bienenwabenwerk nicht, das der Front in seinem Vaterland nicht gelte. Zum großen Teil sind es ja Karlsruher und Durlacher Kinder, die von der Bühne herunter die Herzen ihrer theaterfreudigen Mitbürger und Mitbürgerinnen erfreuen und begeistern.

So wie bei den Wunschigen Theaterakademikern die Anteilnahme des Publikums immer groß war, so fand sich auch diesmal eine zahlreiche und interessierte Zuhörerschaft ein. Die Opernschule brachte den ersten Akt aus Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Gretel“. Die Humperdinckpartitur gibt viele Mühe zu machen. Wenn auch die Solopartien melodisch behandelt sind, so bergen doch die Einlagen und die rhythmische Behandlung große Schwierigkeiten in sich. Dazu muß sich ein bewegliches und lebhaftes Spiel gesellen. Die beiden Trägerinnen der Titelrollen Irma Höfer (Hänsel) und Elie Meizner (Gretel) beherrschten Text, Melodie und Spiel mit hoch anerkennender Sicherheit. Die volle Stimme Irma Höfers seiht wohl da und dort noch einen gewissen Anstrich, ist im übrigen aber in allen Zügen gut durchgebildet, es fällt eine sicher geführte Atemschicht annehmlich auf. Die gleichen Eigenschaften lassen sich auch bei der beweglicheren Stimme Elie Meizners feststellen. Sie ist heller timbriert, der Höhe zu wird sie etwas flach, bleibt aber fröhlich und jugendliche Wärme. Die künstlerischen Qualitäten, die Kurt Schönthaler mitbringt, sind schon sehr beachtlich. Der junge Sänger besitzt einen weichen, vollen in allen Lagen gleich ausgeprägten Bariton, der gut gepflegt ist und schönen Klangcharakter hat. Mit einer gewissenhaften Interpretation verbindet sich bei Schönthaler ein lautes Spiel, eine leichte Gestik, die sich mit den Partiturwünschen deckt. Anni Blum als Mutter war noch sehr beizogen um ihre richtigen Einlagen. Wo sie aber in der Lage war, sich von ihren Gemüthen frei zu machen, vernahm man eine wohlklingende große Stimme. Das ganze Quartett zeichnete sich aus durch starke Musikalität, die sich in der tonreinen Wiedergabe der Partien dokumentierte. Auch als Theatererfahrungen erfüllten die jungen Anwärter alle Anforderungen, eine Feststellung, die nicht gering zu achten ist. Hans Ebbede, der selbst zum erstenmal am Pult stand, hat fleißig mit seinen Sängern gearbeitet. Er beherrschte die Partitur in allen Teilen, und war den Sängern ein sicherer Führer. Dem zur rechten Zeit geistesgegenwärtigen Dirigenten gelang es, seine Künstler im Raum zu halten. Vieles ist es auf das Konto Kultfleiß zu setzen, daß Ebbede die Partitur so vivace behandelte. Dadurch hatten die Sänger nicht immer eine leichte Stunde.

Die Schauspielakademie brachte eine Mädchenpensionatsgeschichte aus novembertlicher Zeit. Leider ließ der harmlose, eher zu einer Liebhaberaufführung geeignete Schwank keine Möglichkeit zu, die feilsche Reize und das Einfühlungsvermögen der jungen Schauspieler zu prüfen. Die jungen Damen und Herren spielten wohl am großen Teil sich selbst, und so kam unter der gewissenhaften Einwirkung von Ulrich v. d. Trenck eine flatte und lebendige Aufführung zustande. Der wichtige Dialog, der über die Inhaltslosigkeit der Handlung hinwegtäuscht, wurde mit viel Tempera-

ment und Anmut geführt, daß man oft nicht glaube eine Theaterakademie vor sich zu haben. Als besonders talentierte Darstellerin ragte unter den Mitwirkenden Otti Höfer hervor, die die Pensionatsleiterin gab. In ihr steckt ein guter Schauspieler. Ihr feines, feinfühliges Spiel hielt sich in geschmackvollen Grenzen. Vera Krause, die schon von der Bühne her bekannt ist, prägte mit ihrem derb-romantischen Gestaltungsvermögen eine Dienstmädchenrolle nach alter Schule. Als erste Vertreterin des gut besetzten Pensionates gab Mona Seiling als Elisabeth Baake einen ebenso reizenden wie schlagfertigen Part. Ihre Freundinnen, Marieje Frits, Anni Blum, Anne Schneider, Elisabeth Friedberg, Irma Höfer, Elie Meizner, Emma Mörchel und Käthe Gebelein kamen zwar nicht so oft zu Wort, aber zeigten sich dennoch als lebenslustige junge Damen im Puppentheater. Ihre Partner Ernst Kühr, Hans Müller und Eugen Mateo ga-

ben schmissige Korpsstudenten, die die Hülle geschickt aufgingen, die ihnen die jungen Damen anwarfen. Kurt Schönthaler mochte aus dem Goutierdiner Kabinett ein kleines Kabinettstückchen. Grimm übertrauen. Einen echten Lehrer zum aufwärmenden gezeichnete Fritz Kührer. Bei allen Mitwirkenden konnte man eine ausgezeichnete Sprechtechnik bewundern und eine Gewandtheit des Spiels, die eine gute Körperdurchbildung erkennen ließ. Doch der Beifall bei beiden Aufführungen ungemein herzlich war, braucht nicht besonders betont zu werden.

Der Bühnenberuf stellt heute große Anforderungen. Wer nicht neben ausgeprägtem Talent auch außerordentlichen Fleiß aufbringt, findet schwerlich Erfolg. Viele fühlen sich berufen, aber wenige sind Auserwählte. Daß die Theaterakademie ihnen den schonen Anfang erleichtern will, soll dankbar anerkannt werden.

In Stellung „zur Aushilfe“

Von Karl Birner

Die Joad nach Brot. Fräulein Kraft hatte vor dem Arbeitsgericht ein obiges Urteil erreicht. Zwar war es nur ein Vergleichsergebnis auf die Hälfte ihrer billigen Forderung, welche Hälfte zu erreichen sie alle Ohren heiß halten mußte, aber der Amtsgerichtsrat selber verteidigte diesen Betrag von 95 Mark zu ihren Gunsten. Unvorsichtiger Weise sagte der Beklagte aus, daß er die Klägerin nur auf Verlangen seiner Frau entlassen habe. Worauf der Vorsitzende meinte: „Sie selbst kommen mit Ihrer Frau, wie Sie wiederholt sagten, nicht schlecht aus. Da dürfen Sie den Angeklagten nicht summen, mit Ihrer Frau auskommen zu müssen. Wenn Sie nun trotzdem Ihrer Frau zuliebe die Klägerin entlassen haben, dann müssen Sie aus dem gleichen Versehen heraus nun die vereinbarten 95 Mark bezahlen. Haben Sie den Betrag bei sich? Zahlen Sie gleich, dann ist die Sache erledigt.“ Er zahlte. Und sie fand auf der Straße —

Die herrliche Zeit des Stempelns als Hauptbeschäftigung, das Stellenuchen als Nebenbeschäftigung begann nun für sie. Die Hauptbeschäftigung trug ihr wöchentlich 8,80 Mark ein, die Nebenbeschäftigung kostete sie wöchentlich 1 Mark Porto neben dem Schreibmaterial, dann den Verschleiß an Schuhen. Endlich nach Wochen und Wochen fand sie die erste Aushilfsstelle durch Vermittlung des Arbeitsamts. An drei Wochentagen und den beiden Osterfeiertagen verdiente sie 15 Mark, und dazu 5 Mark als besonderes „Trinkgeld“, wie der Arbeitgeber sagte, der diese beiden Summen auf der Arbeitsbescheinigung beifügte. Fräulein Kraft bezahlte dem Schlichter und sonstigen kleinen Schulden. Als sie sich beim Stempeln wieder meldete, wurde ihr eröffnet, daß sie 20 Mark verdient habe, daß sie deshalb zwei Wochen keine Unterweisung bestimme und damit aber immer noch besser gestellt sei, als wenn sie die 20 Mark nicht verdient habe. Fräulein Kraft wurde schwarz vor den Augen, denn sie hatte damit gerechnet, daß ihr nur die drei Arbeitstage abgezogen würden und hatte dementsprechend über die 20 Mark bis auf einen kleinen Rest verfügt. Das aber hätte sie sofort gewußt, wenn sie sich nichts verdient, sondern tatsächlich nun zugewandt hätte, denn während des täglichen Arbeitens um 8 Uhr 10 Uhr nachts hatte sie mehr Ausgaben, als wenn sie hätte arbeiten dürfen. Und andere Verdienstmöglichkeiten machten Krach, reichlich Arbeitsmöglichkeit auf den Verdienst zu verzichten. — Sie hungerte sich wieder 8,80 Mark und hatte damit wieder das Eintommen ihrer Hauptbeschäftigung.

Wochen und Monate vergingen. Damit verzog aber auch ihre Mähe und ihr Submerk, ihre Köde, Blüten und der sonstige Bestand ihres Kleiderkastens. Ein Reisender hatte ihr einen Verkaufsartikel aufgeschwätzt, den sie kreditiert bekam; durch Sammlung von Aufträgen sollte sie den Betrag abverdienen und daraus sollte schließlich ein Geschäft werden. Drei Tage lang ging sie treppauf und ab. Ergebnis mehr als mager! Der Artikel war in der

Hauptfrage unverkäuflich. Nach Ablauf von zwei Wochen kam ein Zahlungsbefehl der Lieferfirma und zwei Wochen später hatte Fräulein Kraft wegen 10 Mark nebst Kosten des Verfahrens den Offenbarungseid geleistet.

Endlich, endlich fand sie eine Stellung in einem Einheitsgeschäft. Gemessen an den großen Kaufhäusern war es ein kleines Geschäft. Das Arbeitsamt hatte ihr die Stelle ausgemittelt und von 37 Fräulein, die sich vorstellten, erhielt sie den Vorrang als Auserwählte der vom Arbeitsamt beorderten Musterfindungsausschüsse. Und sie nahm sie gerne an, war über das Glückselig überglücklich und dem Schicksal dankbar. Am anderen Tage zum Monatsbeginn trat sie die Stelle an. Eine Gehaltsvereinbarung wurde nicht vorgeschlagen und von ihr nicht verlangt, um sich die Stellung nicht zu verderben. Es wird schon recht werden, dachte sie, denn es sind in noch ein Duzend andere Verkäuferinnen da.

Nach zwei Wochen erhielt sie wie jede andere Angestellte unter 30 Mark Vorkauf. Herrschaft, dreißig Mark Geld! Eigenart! Unmöglich! — Und gleichzeitig wurde ihr die Hauswiese übertragen. Alle Käufe des Ladens mußten bei ihr bezahlt werden. Mit den Pflichten wuchs aber auch die Arbeit. Alle Kunden hatten sie zu bedienen, die sich dann auf die übrigen Verkaufsstände verteilten. Zeit hatte sie nun keine mehr übrig. Rund gerechnet waren tausend Mark die Tageseinnahmen. Samstag das Doppelte.

Und als der Monat zu Ende war, gab es Gehalt. Gehalt! Die feierlichste Stunde des ganzen Monats. Und für sie umlo feierlicher, weil sie ja überhaupt nicht wußte, was sie verdient hatte. Ihr Gehaltsbeutel wird ihr das Rätsel schon enthüllen. Und es enthielt es mit einer großen Ueberladung: zur Aushilfe — 3 Mark Tagesverdienst oben und Feiertage — abzüglich — abzüglich — abzüglich 30 Mark Vorkauf, Summe 31,50 Mark. Nun hätte Fräulein Kraft sich doch um 50 Mark mehr rechnet. Wenn sie gelohnt worden wäre, hätte sie kein Wort gegeben. Für ein täglich zehntägiges Arbeiten und der Verrentung wörtlich für täglich rund tausend Mark, gab es ein Gehaltlein, das in der Ausschüttung 61,50 Mark den Monat betrug. Es war ihr zunächst unfaßlich, denn es konnte für die vorbeschriebenen Verpflichtungen nicht in geringsten.

Drei Monate später, Fräulein Kraft hatte ihre Stellung zur Aushilfe mit 3 Mark Tagesgehalt beibehalten, denn alle anderen Verkäuferinnen standen im gleichen Verhältnis „zur Aushilfe“ stehen. Drei Monate. Am Ende des dritten Monats wurde ihr mitgeteilt: „Sie dürfen morgen nicht kommen, Fräulein Kraft, sondern müssen zwei Wochen aussetzen. Kaufen Sie wieder zu den gleichen Bedingungen wie bisher.“

Auch darauf ist Fräulein Kraft eingegangen wie jede andere Angestellte (oder besser: Aushilfsangestellte) darauf immer eingegangen ist, denn 3 Mark Tagesverdienst ist schließlich besser als mehr, als 1,20 Mark Stempelgeld. Und überhaupt ist das Rückwärts aller Angestellten ermüdet und fasslos geworden durch den Summen und die Not der Zeit.

Heiterer Roman eines Großstadthundes

PURZL

JOH. FERCH
Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

Ich folge seinem Wunsch. Die Frau Hefin weint einige Tränen der Reue, die Kassierin bewundert meine Schönheit, der hinzukommende Chef ist stolz auf das Zusammengehörigkeitsgefühl des Personals mit seiner Familie.

Er sagt, mit einem zweifelnden Kopfschütteln der Bestimmung der Kasse laufend, später zum Ober:

„Nicht um den Wert eines Geschenkes geht es, sondern um das Gefühl, das dazu anregte. Das bereitet die eigentliche Freude.“

Er fragt den Ober, was er für den Hund ausgelegt habe. Der Heuchler weigert sich vorerst, einen Betrag zu nennen, endlich ringt sich die Summe von seinen Lippen: „Fünfzig Schilling.“

Der Chef gibt ihm hundert, sagt, die Freude seiner Frau sei unbegreiflich. Ich soll vorläufig im Geschäft bleiben, bis seine Frau und er von einer längeren Reise zurückgekehrt seien. Er sagt, der Ober soll sich um mich indessen kümmern und einen guten Beistand für mich besorgen.

Der Ober gibt dem Pikkolo zwei Schilling — nach seinen Worten aus eigener Tasche. Richard ist sehr enttäuscht, aber Nacht geht vor Recht. Das verspüre ich, als der Ober einen Beistand bringt, der einem Bernhardinerhund noch zu weit sein würde.

Doch die Hauptsache ist, ich bin geborgen. Daß ich durch eine Serie von Komödien und Umwobheiten dazu gelangte, beschwert mich nicht.

Ungerade Wege sind zumeist die kürzesten.

Hunde dürfen sich in keinem öffentlichen Lokal aufhalten. Die Vorschriften sind streng, vielleicht deshalb, weil sie ohnehin nicht eingehalten werden. Wären wir Hunde mit einer regeren Phantasie begabt, könnten wir uns leicht vorstellen, irgendwie den Tigern verwandt zu sein. Man könnte sie auch nicht anders als uns behandeln. Dabei sind viele Menschen Hundesfreunde, man schreibt Bücher über uns. Kommt irgendwo die Plauderei auf uns, nimmt sie kein Ende. In der Stadt gibt es allein über 70 000 Hunde, außerhalb lebt in jedem Hause einer. Aber niemand findet sich, der uns — den treuesten Gefährten des Menschen seit der Urzeit herauf — von den Ausnahmestufen befreit oder wenigstens mildern würde.

Ich treibe mich in dem Café umher, liege auch stolz vor der Türe,

kenne in wenigen Tagen die Gäste, mache vor ihnen verschiedene Mägen, und versehe sie in Entzückung, wenn ich sie begrüße. Einige bringen mir Leckerbissen mit, der Pikkolo wacht über mich mit der leidenschaftlichen Zuneigung der Jugend, mein Bitten wirkt und bringt Freundschaft.

Nur einer bleibt gleichgültig, der Ober, statt mir für den leichten Verdienst dankbar zu sein. Aber die Menschen sind nun einmal so. Das leicht Ertragnisse bedeutet nicht viel. Interessant wäre die Untersuchung, ob sie außer mit der Sprache irgend einen geistigen Vorrang vor uns beweisen könnten.

Vielleicht findet sich einmal eine Gelegenheit, dem Ober einen Tort anzutun. Kommt Zeit, kommt Rat! Wie ich an dieses menschliche Sprichwort denke, lache ich darüber. Auch eine der vielen gelassenen Strafen, auf denen man sitzen bleibt. Wenn man einen Rat braucht, darf keine Zeit davorfließen liegen, weil der Rat sonst zu spät kommt.

Ach, die Prinzipien, Grund- und Lehrlinge, Kreuzworträtsel, über deren Lösung die Menschen ihre natürlichen Rechte und das Leben vergessen. Und wie die Masse die Schöpfer solcher Scheinwahrheiten verehrt! Uns aber billigen diese Einfaltspinsel nur den Jn sinkt zu.

Unser Kaffeehaus hat nicht die gleichen Gäste. Mir erscheint der Gruppenwechsel als ein Stück Welt, in der ich meine Studien über die Menschen ausbreite.

Morgens kommt die erste Gruppe. Sie verzehrt schnell das Frühstück, verspätet sich täglich, schimpft über die langsame Bedienung, tobt den Würger über das verspätete Erwachen an dem Pikkolo aus. Doch glaube ich, daß manche Menschen über die Fähigkeit verfügen, den Gehörorganismus auszuschalten, was bei Richard zutrifft.

Dabei sind die Schimpfereien nutzlos, die Murrenden unvernünftig, denn die Wiederholungen an jedem Morgen beweisen die Wirkungslosigkeit. Richard rächt sich und gibt vom Zucker der besonders greinenden Besucher mir ein Stück. Wir verachten die Nörgler doppelt.

Nach dieser unangenehmsten Schicht kommen jene, deren soziale Verhältnisse ihnen mehr Zeit gestatten. Sie nehmen das Frühstück mit einer wahren Andacht zu sich, lieben es, daß der Ober ihnen zur Seite steht, mit ihnen über das Wetter und Zeitfragen plaudert. Ungefähr so frühstücke früher ein Regent, wenn seine Minister ihm Vortrag hielten. Und doch schäme ich sie, denn es sind zumeist Junggesellen, die jeden Schluß mit einer bissigen Bemerkung über die Frauen würzen.

Dann kommen die Zeitungsleser. Mit suchenden Augen stürzen sie in das Café, als würden sie von jemandem gejagt. Mit flackernden, ängstlichen und doch gierigen Blicken rasen sie die erreichbaren Zeitungen zusammen, häufen sie, gleich Hamstern die Körner, in einer Ecke auf dem Tische auf und wachen eifrigst darüber, daß ihnen niemand das Aufgespeicherte verklemmt.

Lubinger sagte einmal, das Feigste entmensliche. Betrachte die Leser, wie sie heimlich hinter den Zeitungstisch hervorlugen, wie sich ihre Züge kampfbereit spannen, sobald sich jemand ihnen nähert, wie die Modität in ihren Blicken spielt, müssen sie eine Zeitung abgeben, stimme ich Lubinger zu.

Um die Mittagstunde verirren sich zu uns nur flüchtige Passanten. Sie erfahren eine kühle Wertung, werden von uns als Kaffeehausstörer empfunden, Kaffeehausvaganten ohne Ziel und Zweck.

Nachmittags kommen die Spielerpartien. Sie schwärzen täglich nie mehr eine Karte oder den Quac zu berühren, setzen einander in der mitleidlosesten Weise herab, erkennen sich gegenseitig den geringsten Verdacht zu und schwören, daß ich besser das Spiel über herren würde, als die Stümper, die wieder behaupten, schon mit den Karten zur Welt gekommen zu sein.

Manchmal entweiche ich zur Kassierin, wenn die Stimmen im Kaffeehaus erschallen und die wüstensten Mordebrochungen laut werden. Die Menschen ahnen nicht, wie sie sich vor mir blossstellen, wie sie sich als vernunftlose Wesen entstellen. Denn täglich wiederholt sich das gleiche Spiel. Es fehlt ihnen die Gesinnung.

Der Dicker, der mich einen Vaganten nannte, ist einer der Vaganten. Er ist ein Großmaul, der Versprechungen nicht hält. Täglich schwört er, der Schlag soll ihn treffen, wenn er nochmals mit dem sem oder jenem spiele.

Welche Freude mir ergreift, als er nach dem erstmaligen Schwören wieder mit dem Verketten spielt! Ich wartete auf das beschworene Ereignis, leider vergebens. Ich glaube nicht mehr an die Schwüre dieser Menschen.

Abends kamen die Paare. Bedroffene, miselglückliche Ehepaare, deren männliche Partner an dem Kellner ihr Mädchen kühlen, die ihnen zu Hause — wie ich es aus guter Erfahrung weiß — die Tätigkeit unterbunden ist. Die Frauen lesen aufmerksam die Zeitungen, umforschen hin und wieder mit einem scharfen Blick die Männer, die verlangend nach den Spieltischen lugen, selbstverwundlich hoffnungslos.

Wenn ich die Männer betrachte, gleichen manche den Zugbanden, die ermüdet und getrocknet dem Spiele freier Hunde mit glanzvollen Wälden folgen. Im Joch — neben ihnen das „Kind“, die Herrschaft.

Dann folgen noch in heimlichen Ecken Liebespärchen, von denen ich die meisten Schicksale kenne. Ich bedaure die Männer, die sich durch die anscheinende Güte der Mädchen betören lassen. Sie erwarten den verhängnisvollen Ehepakt. Eines ist mir unbegreiflich: hätten die Männer Verstand, müßten ihnen doch die warnenden Beispiele — die Kinder mit ihren resignierenden Gesäthern — hinreichend Aufklärung geben.

Nein, die Männer besitzen keinen Verstand — Berg ausgenommen. Ich könnte es beweisen.

(Fortsetzung folgt.)